
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 240. Bromberg, den 18. Oktober 1931.

Ines und Juliane.

Roman von Brünhilde Hofmann.

(5. Fortsetzung.)

Trotz der atembeklemmenden Hitze, die ihm entgegenschlägt, ermuntert er Kaspar zu einer Gangart, die an Trab erinnert. Es geht den Hügel hinunter und den Strand entlang. Vom Meere her weht ab und zu eine linde Brise, die auch das Fahnentuch zum Schaukeln bringt. Außer diesem einsamen Mast ist weit und breit kein Zeichen menschlicher Ansiedlung wahrzunehmen.

Molitor läßt sich aus dem Sattel gleiten; Kaspar bleibt ruhig stehen. Denn da nichts Freßbares in der Nähe ist, mag er keinen unnötigen Schritt tun. Er schnuppert nur traurig an einem Bündel schwarzgetrockneten Tangs, das gerade vor ihm liegt.

Molitor geht über den feuchtwarmen Sand, in dem jede Fußspur sich haargenau abzeichnet, an den Mast heran. Hier sind mehrere Fußspuren, die sich zum Ufer verlieren, wo die Kufen eines Bootes tiefe Rillen gezogen haben.

Am Mast hängt nur der Postbeutel, den das Beiboot des Dampfers hier gelandet hat und der Zeitungen und Briefe für Molitor und die wenigen Farmer der Umgegend enthält. Der Postdampfer kommt dreimal in der Woche auf dem Wege zwischen Adelaide und Melbourne hier vorüber. Ist etwas für die Farmer der entlegensten Winkel der Sankt-Vincent-Bucht dabei, dann wird das Boot zu Wasser gelassen und am Ufer die Fahne hochgezogen und der Postbeutel gefüllt. Aber nicht nur Briefpost wird auf diesem Wege deponiert, sondern auch Frachtgut jeder Art lädt man unter freiem Himmel bei dem einsamen Mast am Strande ab: Kisten, Säcke, Geräte, Fässer, sogar eine Bettstelle und ein Grammophon haben sie hier schon vorgefunden. Letzteres für Ben Parker, Molitors Nachbar bestimmt. Den rothaarigen Schotten hatte eine fanatische Musikliebe zu einer seiner Rasse widerstrebenden Verschwendung verleitet.

Molitor nimmt die Zeitungen und die wenigen Briefschaften an sich. Für ihn sind die letzten Nummern einer Hamburger Tageszeitung dabei, sonst nichts. Während er im Stehen die fettgedruckten Überschriften liest, kriecht ihm doch die Enttäuschung aus der Brust in den Hals. Obwohl er nachgerade daran gewöhnt sein könnte. Denn wie lange ist es eigentlich her, daß er keinen Brief mehr aus Antwerpen bekommen hat?

Den Brief mußte sie schon haben, und auf den mußte sie antworten — das war wohl klar. Ebenso selbstverständlich war, daß diese Antwort erst in frühestens drei Wochen hier sein konnte. Es sei denn, sie kabelte. Aber daran glaubte Molitor eigentlich nicht. Sie würde also schreiben. Und dann würde er ihr Geld für die Überfahrt schicken. Und dann würde sie selber kommen . . .Was sind schließlich Briefe? Sind sie etwa Beweise des Gedenkens und der Treue? In seinen Augen nicht. Er dachte überhaupt nicht in derartigen Begriffen. Jeder Zweifel lag ihm fern. Es wäre ihm als eine Herabwürdigung erschienen, auch nur mit dem Schatten einer Unsicherheit an die Frau zu denken, die er liebte und die er heiraten wollte. Bis zur Ernte würde er Nachricht von ihr haben. Das war gerade die richtige Zeit, denn dann war auch Geld da.

Molitor kehrt zu Kaspar zurück, der mit hängendem Kopf, wie ein elegisches Standbild dasteht, und setzt ihn wieder in Trab. Diesmal schlägt er hinter dem Walde eine andere Richtung ein, die zur Chaussee nach Adelaide führt, denn in dieser Gegend liegt das Anwesen Parkers, dem er seinen Postanteil bringen will. Dieses Amt hat jeder der Kolonisten abwechselnd zu versehen. Als er drei Viertelstunden später die Chaussee überquert, bietet sich ihm ein seltener Anblick. In einiger Entfernung steht mitten auf dem Weg ein elegantes Auto, der einzige Insasse ist dabei, einen Reifen auszuwechseln.

Molitor wendet sich und reitet die Straße hinauf. Es wäre ja möglich, daß der Mann Hilfe braucht. In der Einöde leistet sie einer dem andern mit Selbstverständlichkeit. Als der Fremde den Hufschlag hört, richtet er sich auf und sieht sich um. Mit Überraschung erkennt Molitor Josaphat Mackenzie, den ersten Direktor der Standard-Minen-Company. Auch der scheint ihn erkannt zu haben. Wie kommt nun dieser Mann gerade jetzt auf diese einsame Straße? denkt Molitor. Sollte er etwa mit dem Wagen nach Melbourne gefahren sein? Das ist immerhin eine Strecke von Hamburg nach Breslau. Und allein?

Mackenzie hat den Panama ins Genick geschoben. Sein volles Gesicht ist gerötet, auf der Stirn stehen kleine Schweißperlen. Er wischt die kurzen breiten Hände an seinem Taschentuch ab. Er scheint gerade fertig zu sein.

„Guten Morgen, Mr. Mackenzie! Kann ich Ihnen noch behilflich sein?" Molitor hält neben dem Kraftwagen.

„Hallo —Mr. Molitor? Sehr freundlich! Ich denke, ich bin wieder allrigth." Mackenzie wirft den defekten Reifen in den Fond des offenen Wagens. „Verfluchte Kiste, was?" Er geht an den Kühler, um sich von dem Wasserstand zu überzeugen.

„Hat es gekocht?" erkundigte sich Molitor. „Es raucht noch."

„Jawohl — es raucht," bestätigte Mackenzie. Es ist überhaupt nicht mehr viel drin."

Molitor ist abgesessen und guckt auch hinein. Es ist wirklich höchste Zeit, nachzufüllen.

„Tja, was machen wir? Ist hier irgendwo Wasser?" fragte Mackenzie. Allerdings ist Wasser da, und zwar in einem Reservebehälter hinten im Wagen; aber Mackenzie sieht davon ab, das zu erwähnen.

„Hier ist nirgends welches — ich kenne die Gegend. Um diese Zeit schon garnicht. Aber wenn Sie noch bis zu mir 'runterfahren könnten?"

Mackenzie hat sich auf das Trittbrett des Wagens gesetzt und macht ein nachdenkliches Gesicht. War das nicht eine unverfängliche Gelegenheit, dem Burschen da mal auf den Zahn zu fühlen? „Hübsche Sache! Wie weit ist denn das? Kann man da überhaupt hinfahren? Wie ist der Weg?"

„Ich reite mit Ihnen 'runter" schlägt Molitor gutmütig vor, was Mackenzie veranlaßt, einen trüben Blick

auf Kaspar zu werfen, der teilnahmslos das zähe, staubige Gras des Chausseerandes rupft. „Gute Viertelstunde Chaussee — dann rechts ab. Die Zufahrt ist ganz gut instand."

„Allright!" Mackenzie setzt sich ans Steuer, Molitor steigt wieder in den Sattel.

Mackenzie wendet — er darf auch nicht allzu schnell fahren — und läßt die Haube offen. Eine gute halbe Stunde später landen sie glücklich vor dem Wohnhaus der „Hungerfarm", einem geräumigen Blockhaus unter einer Gruppe hoher Bäume, die bei der Rodung zum Schutz gegen die Sonne aufgespart wurden. An der Schwelle begrüßt sie ein Hund mit wildem Gebell.

„Fabelhaftes Vieh!" Mackenzie bleibt eingeschüchtert stehen, was nicht oft vorkam. Aber er hat nicht unrecht: Dieses struppige, gelbhaarige Geschöpf mit den funkelnden Augen macht in seinem Zorn einen beängstigenden Eindruck. Es sieht aus, als ob es die Abarten eines Bernhardiners und einer Dogge in sich vereinigte, und heißt Zerberus.

„Alles in Ordnung, Zerber!" beruhigte ihn sein Herr. Das hat sofort die gewünschte Wirkung: Zerber ist wie ausgewechselt, liebenswürdig fast. „Er ist mir zugelaufen," erklärt Molitor seinem Begleiter. „Ein sehr guter Hund. Darf ich bitten, einen Augenblick näher zu treten?"

Mackenzie tritt über die Schwelle in das Innere des Blockhauses und sieht sich um. Es ist ein Herd da, eine Pritsche, ein schwerer Tisch mit roh gezimmerten Sesseln. Neben dem Herd hängt Kochgeschirr, auf einem Wandbrett stehen ein paar Bücher.

Molitor geht zu einer Falltür im Hintergrund, hebt sie hoch. „Einen Augenblick!" sagt er und verschwindet über die steile Leiter in den Boden; kalter Erdgeruch dringt aus dem gähnenden Loch.

Mackenzie setzt sich auf die Pritsche und legt die Hände auf die Knie. Sein Blick fällt auf ein Buch, das auf dem Stuhl neben ihm liegt. Zerstreut greift er danach und blättert. Der Inhalt beschäftigt sich mit den Goldvorkommen Südaustraliens und deren Abbau. Diese Fragen werden da, wie der flüchtige Einblick ihm sagt, von der geologischen, technischen, rechtlichen und finanziellen Seite sehr eingehend beleuchtet.

Molitor taucht wieder auf. Er stellt eine Kanne Bier auf den Tisch, die in der Hitze sofort beschlägt, und zwei Gläser dazu.

Mackenzies harter Mund verzieht sich zu einem harmlosen Lächeln. „Ein interessantes Buch haben Sie da," bemerkte er. „Trifft es übrigens zu, daß Sie auf Ihrem Terrain demnächst selbständige Bohrungen vornehmen wollen?"

Molitor schenkt ein. „Ich habe die Absicht, ja. Aber es wird noch eine Weile dauern, bis ich so weit bin."

„Sie denken daran, eine eigene Gesellschaft auf die Beine zu bringen?" erkundigte sich Mackenzie und blätterte weiter.

„Möglich."

„Wenn ich Ihnen dabei irgendwie von Nutzen sein kann, so bin ich natürlich gern bereit . . . Sie sind Laie; wird nicht leicht für Sie sein, gegen die bestehenden Gesellschaften aufzukommen. Auch wenn Ihnen die erforderlichen Mittel zur Verfügung stünden."

Molitor hat sich Mackenzie gegenüber auf einen Stuhl gesetzt und sieht ihm über den Tisch weg gerade ins Gesicht. „Mir stehen diese Mittel nicht zur Verfügung, aber ich werde sie auftreiben. Es kommt doch letzten Endes auf die Ergibigkeit des Terrains an."

„Gewiß. Aber wie wollen Sie das beweisen? Wissen Sie, was eine Probebohrung kostet?"

„Ungefähr." Molitor stopfte sich die Pfeife.

Mackenzie zündete sich eine Zigarre an. Dann sagte er: „Ich habe Ihnen den Vorschlag machen lassen, das Terrain unserer Gesellschaft zu überlassen, und zwar deshalb, weil es sich wie ein Keil in unser eigenes Gelände schiebt; nicht etwa, weil ich an einen besonderen Wert glaube. Deshalb habe ich auch ohne nähere Prüfung einen angemessenen Preis geboten. Sie haben abgelehnt."

„Jawohl."

„Schön . . . Ich verstehe das von Ihrem Standpunkte aus. Sie denken — man kennt die phantastischen Hoffnungen, die sich gern an derlei knüpfen. Ich trage Ihnen das nicht nach. Das ist Ihre Sache. Hoffentlich erleiden Sie keine Enttäuschung!"

„Man muß abwarten. Ich habe ja Zeit."

„Mackenzie, der weiter in dem Buch geblättert hat, antwortet nicht. Er besieht ein Bild, das er zwischen zwei Blättern gefunden hat. Diese Photographie in Postkartenformat stellt den Kopf einer Frau dar; sie muß eine Schönheit sein. Mackenzie, der sonst für derartige Eindrücke nicht empfänglich war — zumal dann nicht, wenn ihn geschäftliche Probleme bewegten —, ist irgendwie berührt von diesem Gesicht. Er wundert sich selber darüber. „Wer ist das?" fragt er.

Molitor wirft einen Blick in das Buch. Als er sieht, um was es sich handelt, zieht er die Stirn kraus. „Meine Braut."

Mackenzie schweigt. Er betrachtet noch immer das Bild.

Molitor empfindet das als Dreistigkeit, und es ärgert ihn. Er gehört nicht zu den Männern, die Wert darauf legen, ihre Braut auch von anderen schön gefunden zu wissen. Am liebsten hätte er Mackenzie das Buch weggenommen.

„Sie wollen heiraten?" fragt der. „Bald? Wo lebt denn Ihre Braut? Ich wußte gar nicht, daß Sie verlobt sind."

Geht dich auch nichts an! Denkt Molitor. Aber er antwortet: „Ich bin schon seit einigen Jahren verlobt. Meine Braut lebt in Antwerpen. Wir werden wahrscheinlich noch in diesem Jahre heiraten."

Mackenzie klappt das Buch zu und legt es auf den Tisch. „Ich vielleicht auch . . ."

„Sie sind also auch verlobt?" fragt Molitor. Er muß plötzlich lächeln.

„Ich hatte keine Zeit dazu," erklärte Mackenzie. „Aber ich werde jetzt heiraten." Dann steht er auf. „Wollen Sie hier wohnen bleiben?"

„Sie meinen, es wäre reichlich primitiv?" Molitor geht auf die Tür zu, die rechts aus dem Raum führt. Er öffnet sie, dann auch die andere links. Da liegen je zwei große, leere Zimmer nebeneinander. „Ich habe genug Platz," sagt er, nicht ohne Stolz. „Ich muß mich nur noch einrichten."

„Ich wünsche Ihnen viel Glück!" antwortete Mackenzie. „In jeder Hinsicht; sollten Sie bei Ihrem Unternehmen Rat gebrauchen, so wenden Sie sich, wie gesagt, getrost an mich! Vielleicht wird sich unsere Gesellschaft bereitfinden, unter gewissen Bedingungen die Bohrungen für Sie durchzuführen."

„Ich will es mir überlegen," erwiderte Molitor höflich. „Vielen Dank! Ich werde Ihnen jetzt Wasser für Ihren Kühler holen."

Mackenzie geht zu seinem Wagen. Als er nachgefüllt ist, läßt er den Motor anspringen. Ein kurzer Händedruck — dann sieht Molitor, die Pfeife im Mund und die Hände in den Taschen, von seiner Schwelle aus dem Wagen nach, der langsam über den Feldweg nach der Chaussee zu verschwindet. Beide denken das Gleiche: Zäher Bursche!

*

Juliane langt als dritte am beflaggten Ziel an. Es ist ein Triumph, in der Tat. Sie nimmt ihn durchaus von der heiteren Seite, lacht. Die Sonne scheint über der festlichen Menge. Man winkt ihr zu, ruft. Sie winkt wieder, fährt noch ein Stückchen weiter, hält.

Dr. de Hemptin schüttelt ihr die Hand und hilft ihr aus dem Wagen. Clever springt hinterher. Dann stellt der Onkel ihr den Prinzen Vitry vor.

„Wir kennen uns," sagt Juliane und reicht ihm die Hand. „Ich habe Sie gestern abend schon gesehen, Prinz!"

Vitry macht ein etwas ratloses Gesicht; er ist sich nicht klar darüber, in welchem Stadium des gestrigen Abends sie ihn gesehen haben könnte. Im Kursaal und allein? Im Kasino mit Ines? Im Ballsaal? Oder zuletzt im Café Opéra?

Er trägt einen hellgrauen Anzug, hält den Hut in der Hand, riecht, wie immer, nach Essenzen; außerdem aber auch nach Rosen, die er mit exakter Verneigung Juliane überreicht. Vitry bringt in gewandten Sätzen zum Ausdruck, daß er diese bescheidene Spende als Glückwunsch aufzufassen bitte.

Der Anwalt steht neben ihr und lächelt verbindlich, was einen geradezu satirischen Eindruck macht. Er erinnert sich dabei der Konferenz am Vormittag und verspricht sich viel davon, die weiteren Schritte Vitrys als Freiwerber zu beobachten.

Juliane nähert ihr Gesicht den halberschlossenen Blüten und sagt etwas von überraschender Aufmerksamkeit und herzlichem Dank.

Diese Szene beobachtet Ines aus der Entfernung ganz genau. Sie dauert kaum drei Minuten; es stehen mehrere Menschen dazwischen, aber ihr entgeht nichts. Das also ist die reiche Juliane ter Steegen, die den großen Mackenzie heiraten soll? Kann man es für möglich halten?

Ines ist enttäuscht. Sie hat sich entschieden etwas Imposanteres vorgestellt als dieses Mädchen, das im Sportmantel und im bloßen Kopf wie ein Junge aussieht. Das ist aber immer so: Die Frauen, die Geld haben, wissen nichts aus sich zu machen, auch wenn sie es noch so nötig hätten. Sie hat den dritten Platz im Rennen errungen. Gut und schön! Aber das kann jeder, der den richtigen Wagen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Das kaschubische Museum in Sanddorf.

Immer mehr verschwinden aus den Dörfern der Kaschubei die Laubenhäuser. Der heutige Bauer kann sich mit der offenen Vorlaube nicht mehr befreunden. Sie entspricht auch nicht mehr seinem Charakter. Ein Haus mit der Vorlaube gibt dem Anwesen ein behagliches Gepräge. Der Bauer ist heute nüchterner als ehedem, er hat für „sentimentale" Betrachtungen wenig Sinn; eine Vorlaube am Hause erscheint ihm etwas zwecklos.

Ein Laubenhaus in Sanddorf bei Berent hat den ursprünglichen Charakter dieser heute so seltenen und eigenartigen Bauten noch am besten bewahrt. Im Jahre 1907 richtete Ernst Gulgowski hier das kaschubische Museum ein. Es liegt etwas abseits von der Dorfstraße, mitten in einem kaschubischen Bauerngarten. Höchst einfach und primitiv sieht das Haus aus. Das Fundament besteht aus lose übereinanderliegenden unbehauenen Feldsteinen. Das Haus ist aus kernigen, festen Holzbohlen zusammengefügt und mit einem Strohdach gedeckt. Bemerkenswert ist, daß sich an dem ganzen Hause, außer an den Türangeln, kein Eisen befindet. Sogar das Türschloß, das durch eine einfache, aber praktische Vorrichtung von außen zugeschlossen werden kann, ist aus Holz, Bretter, Latten und Sparren sind mit Holznägeln befestigt.

Die Grundform ist bei den Laubenhäusern eine einheitliche. Sie besteht aus der Laube, dem Flur mit der Küche, der Wohnstube und einigen kleinen Kammern. Der Hauptraum ist die Stube. Sie dient oft gleichzeitig als Wohn-, Arbeits-, Schlaf- und Kochraum. In der Nähe der Eingangstür steht der Ofen. Bei den wohlhabenderen Bauern ist er jetzt aus weißen Kacheln hergestellt, doch im Sanddofer Museum finden wir noch den Ofen aus mittelalterlichen Topfkacheln. Die Kacheln haben eine viereckige, konkave Form; sie sind mit einer grünen Glasur überzogen. Um die Ausstrahlungsfläche zu vergrößern, befinden sich in den einzelnen Kacheln kleine Aushöhlungen, in denen man sich auch gleich gelegentlich einen Apfel oder eine Kartoffel braten konnte. Der Ofen wird aus der sog. „schwarzen Küche", dem Schornstein, geheizt. Um den Ofen herum geht eine Bank. Neben dem Ofen sehen wir den Kamin, auf dem gekocht wurde. Er ist in die Schornsteinwand hineingebaut und hat eine halbkreisförmige Gestalt.

Ein wichtiges, altes kaschubisches Möbel, das sich auch im Museum befindet, war der Geschirrschrank. Der untere Teil ist ein geschlossenes Spind, zur Aufnahme von Milch und Eßvorräten. Den oberen Teil bildet ein offener Rahmen, der von den Seiten mit gedrechselten Säulen verziert ist. Hier wurden die Zinnlöffel und das bunte Bauerngeschirr aufbewahrt, das nur bei Hochzeiten oder hohem Besuch in Gebrauch kam. Die Schränke sind mit bunten Blumen bemalt. Da die Stuben meistens dunkel und niedrig waren, wählte man immer stark leuchtende Farben, um die Wirkung zu erhöhen.

Neben dem Geschirrschrank steht eine viereckige Truhe, die ebenfalls sehr bunt bemalt ist. Heben wir den Deckel der Truhe auf, so zeigt sich auf der Innenseite der Feiertagsstaat der Frauen, z. B. gold- und silbergestickte Hauben, bunte Kopf- und Umschlagetücher und seidene Halsschleifen. Besonders interessant sind aber wohl das Wiegenbutterfaß, die Handmühle und die Graupenstampfe.

Die Handmühle besteht aus zwei runden, übereinander liegenden Feldsteinen, die in einem Holzgestell ruhen. In den oberen Stein ist ein starker, hölzerner Stab eingelassen; mit Hilfe dieses Stabes bringt man den Stein in drehende Bewegung. Der untere Stein liegt fest. Durch seine Mitte geht aber ein eiserner Stab, der höher und niedriger gestellt werden kann. Auf diesem Eisenstab ruht der obere Mühlstein. Dadurch wird die Mühle reguliert, je nachdem man feineren oder gröberen Schrot haben will.

Die Graupenstampfe ist ein ausgehöhlter Baumstamm. Die getrockneten Gerstenkörner werden hineingeschüttet, und mit dem Stampfholz werden sie solange bearbeitet, bis die Schalen sich lösen und die Graupen zurückbleiben.

Die meisten Dörfer der Kaschubei liegen an größeren oder kleineren Seen. Deshalb war auch in früheren Zeiten die Fischerei die Hauptbeschäftigung und der Haupterwerb der Bevölkerung. Als Beförderungsmittel auf dem Wasser bevorzugte man das Boot der Vorzeit, den Einbaum. Im Museum in Sanddorf befinden sich auch drei Einbäume, die aus Kiefernholz angefertigt sind.

Der Hausrat der kaschubischen Bauern war nicht reich. Aber er war den Verhältnissen angepaßt; er war einfach und praktisch. Ein jedes Stück erfüllte den gewünschten Zweck. Der Bauer fertigte sich den größten Teil der Sachen, die er für den täglichen Gebrauch benötigte, selbst an. Er verfügte über erfreuliche Handfertigkeit. In den einsamen Dörfern am Weitsee, besonders in Sanddorf, hat sich diese ursprüngliche Handfertigkeit zum Glück noch erhalten, und es gibt manchen Bauern, der keinen Stellmacher, Tischler oder Sattler auf seinem Hof gebraucht.

Die Göttin der Rache.

Skizze von **Kurt Miethke.**

„Ihr Mascottchen, Herr!" sagte der Tankstellenwärter Bert.

„Was ist denn los mit meinem Mascottchen?" fragte der Herr im Auto.

„Ist runtergerutscht. Hängen Sie die Puppe wieder auf! Besser ist besser."

„Nanu? Sind Sie abergläubisch?"

„Bin ich. Noch nicht sehr lange. Aber habe da eine Sache erlebt, die mich nachdenklich gemacht hat, wissen Sie."

Der Herr im Auto sah auf seine Uhr: „Wenn die Geschichte nicht zu lange dauert, dann erzählen Sie sie mir bitte! Ich sammle Geschichten. Wollen Sie?"

„Dauert nicht lange", sagte Bert, der Tankstellenwärter. „Um gleich zu beginnen: Ich hatte einen Freund, der Geldbriefträger war. Er hieß Reinhard. Der hatte einmal Vermögen gehabt und, wie das für einen anständigen Menschen beinahe selbstverständlich ist, in der Inflation alles verloren. Worauf er dann gezwungen war, sein Geld als Briefträger zu verdienen. Reinhard hatte vor dem Kriege als junger Mensch viele und schöne Reisen gemacht, von denen er mir oft erzählte. Eins der wenigen Andenken, das er noch von diesen Reisen her besaß, war eine dünne ägyptische Goldmünze. Auf ihr war ein seltsames Wesen abgebildet, eine Frau mit einem Raubtierkopf. Reinhard trug diese Münze immer bei sich. Sie war sein Amulett. Ich glaube, er hätte sich nicht für einen Tausendmarkschein davon getrennt. Er zeigte mir das Ding einmal; und als ich ihn wegen seines Aberglaubens auslachte, erklärte er mir, daß ihm diese Sache sehr ernst sei. Denn die Figur mit dem Raubtierkopf stelle die Göttin der Rache dar. Dieser ägyptischen Götzenfigur werde eine unheimliche Macht zugeschrieben. Reinhard sagte mir, dem Besitzer dieser Münze könne nichts zustoßen, das nicht gerächt würde.

Ich lachte ihn laut aus, er aber blieb bei seiner Behauptung.

Na, das war vor etwa zwei Jahren.

Es sind kaum drei Monate her, da fuhr hier ein blaues Auto mit einer irrsinnigen Geschwindigkeit vor, stoppte hart und der Fahrer brüllte mich an: „Benzin!"

Ich beeilte mich sehr, aber dem Fahrer ging es immer noch nicht schnell genug. „Schnell doch, schnell doch!" schrie er.

Als ich getankt hatte, warf er mir eine Handvoll Geld zu, das auf dem Boden des Vorplatzes in alle Himmelsrichtungen auseinander rollte.

Dann preschte er in einem wahnsinnigen Tempo los.

Ich sah ihm verblüfft nach und begann dann langsam das Geld zusammenzulesen. Es war etwa das Doppelte von dem, was ich verlangt hatte, lauter einzelne Münzen, und dazwischen fand ich auch etwas, dessen Anblick mich so erschreckte, daß mir für einen Augenblick das Blut in den Adern erstarrte: Es war nichts anderes als die kleine ägyptische Goldmünze meines Freundes Reinhard. Warum ich erschrocken war, wußte ich selbst nicht. Ich hob die Münze auf und erkannte sofort die Tiergöttin.

Ein Zufall, sagte ich mir. Es wird ja wohl noch mehr Münzen von derselben Sorte geben. Aber ich blieb unruhig.

Ja diese Unruhe steigerte sich derartig, daß ich beschloß, bei Reinhard anzurufen. Ich verlangte das Hauptpostamt und fragte nach meinem Freunde. Der sei von seiem Bestellgang noch nicht zurück, sagte man mir, müßte aber jeden Augenblick kommen. Ich möchte noch einmal anrufen.

Nach einer Viertelstunde telephonierte ich wieder. Reinhard war noch immer nicht da.

Eine Stunde später dasselbe.

Man begann bereits auf der Post unruhig zu werden. Ich bat, Erkundigungen nach Reinhard einzuziehen. Eine Stunde später bekam ich einen Anruf vom Postamt, ich möchte sofort zur Stadt kommen. Mein Freund Reinhard sei soeben in einer Villa ermordet aufgefunden worden.

Ich schloß hier zu und raste nach der Post, wo ich sofort von Kriminalbeamten in Empfang genommen wurde.

Man beäugte mich und fragte mich, weshalb ich dauernd angerufen hätte. Ob ich vielleicht wüßte?

Ich erzählte, was los war.

Man ließ sich die Goldmünze zeigen. Der Kommissar erzählte mir, daß der Mord folgendermaßen stattgefunden hätte. Die Villa Schneider habe seit einigen Wochen leer gestanden, da der Besitzer an der See weilte. Heute nun sei eine Postanweisung für Herrn Schneider dagewesen. Da Reinhard vermutlich den richtigen Herrn Schneider nicht kannte, gab er dem Mann, der ihm die Tür der Villa aufschloß, anstandslos das Geld. Und dabei wurde er ermordet. Er trug nämlich in seiner Tasche einen größeren Betrag, den er in einem der Nachbarhäuser abliefern sollte. Der Mörder mußte davon erfahren haben und hatte sein Opfer einfach in der Maske des Herrn Schneider abgefangen, dem Ermordeten alles Geld abgenommen, in ziemlicher Hast eingesteckt und sich, ohne Spuren zu hinterlassen, davongemacht.

„Und dabei", schrie ich aufgeregt den Kommissar an, „dabei hat er aus Versehen auch die Münze aus Gold mitgenommen. Er ist im Auto geflüchtet, hat vermutlich das Geld, das er geraubt hat, nicht einmal richtig angesehen und gar nicht gewußt, daß er die ägyptische Münze Reinhards mitgenommen hatte!"

„Wissen Sie noch die Nummer des Autos?" fragte mich der Kommissar.

„Natürlich" sagte ich. „In meinem Beruf merkt man sich häufig die Autonummern. Der Wagen trug die Nummer BK 678456 und das Zeichen D. Es besteht also die Möglichkeit, daß er ins Ausland gefahren werde."

„In welcher Richtung fuhr das Auto?"

„In Richtung Grenze."

Der Kommissar sah auf die Uhr. „Richtung Grenze", murmelte er. „Selbst bei einem Tempo von Hundertzehn kann er nicht vor zwanzig Minuten an der Grenze sein. Wir werden sehen." Er stürzte ans Telephon. Eine halbe Stunde später wurde das Auto BK 678456 angehalten und der Fahrer beim Versuch, über die Grenze zu fahren, verhaftet.

Man fand den geraubten Betrag bei ihm, und er gestand.

Die tierköpfige Göttin hatte ihre Macht gezeigt. Denn nur durch die kleine ägyptische Münze war es möglich gewesen, den Mörder so schnell zu fassen.

„Und —" fragte der Herr im Auto, „kann man die Münze mal sehen?"

„Nein", erwiderte Bert, der Tankstellenwärter, „ich habe das unheimliche Ding nicht. Es liegt jetzt im Kriminalmuseum. Sind Sie nun überzeugt?"

Der Herr im Auto nickte, suchte im Polster eine Weile und fand sein Mascottchen. Er hängte es behutsam wieder an seinen Platz und sagte zu Bert: „Sie haben recht. Besser ist besser. Man kann nie vorsichtig genug sein."

„Wo fahren Sie jetzt hin?" fragte Bert.

„Erstens ins Kriminalmuseum, um mir die Münze anzusehen, und dann nach Hause, um diese Geschichte aufzuschreiben."



Bunte Chronik

*** Eine grausame Massenhinrichtung in Mexiko.** In der Gegend Villa-Guerrero in Mexiko hat vor kurzem eine grausame Massenhinrichtung stattgefunden. 85 Mexikaner, darunter zahlreiche Menschen im vorgerückten Alter, wurden in einer langen Reihe nebeneinander erhängt. Diese fürchterliche Massenexekution rief im ganzen Lande große Erregung hervor. Sie wurde von dem Gouverneur des Staates angeordnet, und zwar zur Vergeltung für die Lynchjustiz, die von den Einwohnern der Villa-Guerrero an dem dortigen Bürgermeister geübt worden war. Der Bürgermeister Louis Chables verfolgte mit seiner aufdringlichen Aufmerksamkeit ein junges Mädchen, das aber von ihm nichts wissen wollte. Der abgewiesene Bürgermeister wollte von dem Mädchen nicht lassen und entschloß sich, es zu entführen. Eines Nachts raubte er das Mädchen aus dem Elternhaus und ritt mit seiner Beute ins Gebirge. Eine wilde Jagd der erzürnten Dorfeinwohner nach dem Übeltäter begann. Der flüchtende Bürgermeister wurde von den Verfolgern eingeholt. Während des Handgemenges fiel das unglückliche Mädchen vom Pferde und war auf der Stelle tot. Dem Bürgermeister gelang es aber, zu fliehen. Erst einige Tage später wurde sein Versteck von den Dorfbewohnern entdeckt. Louis Chables wurde ohne Erbarmen gelyncht. Auf diese Nachricht hin entsandte der Gouverneur Garido eine Abteilung berittener Gendarmen nach Villa-Guerrero mit dem Befehl, alle Personen hinzurichten, die sich am Lynchgericht beteiligt hatten. Die Bauern flüchteten in die Berge und wurden dort umzingelt. Nach sechstägiger Belagerung ergaben sie sich. Von den Gendarmen wurden die 85 Männer nach einer Gegend abtransportiert, die — eine Ironie des Schicksals — im Volksmunde der „Weg zum Paradies" genannt wird. Dort gab der Gendarmenhauptmann den Befehl, an die Exekution zu schreiten. In einer langen Allee wurden alle 85 Männer an den Apfelbäumen erhängt.

*

*** Neuer Strafkodex in Mexiko.** Die Mexikanische Regierung veröffentlichte ein neues Strafgesetz. Es unterscheidet sich von dem früheren Kodex im wesentlichen dadurch, daß zum ersten Male in der Geschichte Mexikos der Mord an einer in flagrantie ertappten Ehefrau bestraft wird. Bis jetzt drückten die mexikanischen Gesetzgeber bei solchen Taten der betrogenen Ehemänner ein Auge zu. Auch im neuen Strafgesetzbuch wird dieses Verbrechen verhältnismäßig mild bestraft und zwar mit Gefängnis von drei Tagen bis zu drei Jahren. Die höchste Gefängnisfrist wird für solche Fälle vorbehalten, in denen der Ehemann mit besonderer Brutalität vorgeht. Der Ehebruch wird nach dem neuen mexikanischen Gesetz nur dann bestraft, wenn er in der Wohnung der Ehegatten vollzogen wird, oder zu einem gesellschaftlichen Skandal Anlaß gibt. Mit schweren Strafen wird der Vater eines verführten Mädchens bedroht, der sich am Verführer durch Lynchjustiz rächt, die bis jetzt in solchen Fällen in Mexiko gang und gäbe war. Der neue Kodex wahrt das Geheimnis der Privatkorrespondenz. Eine Ausnahme wird für Ehegatten gemacht, die das Recht haben, die einlaufenden Briefe, die für den Ehepartner bestimmt sind, zu öffnen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.